

Wahre *Glücksgefühle*

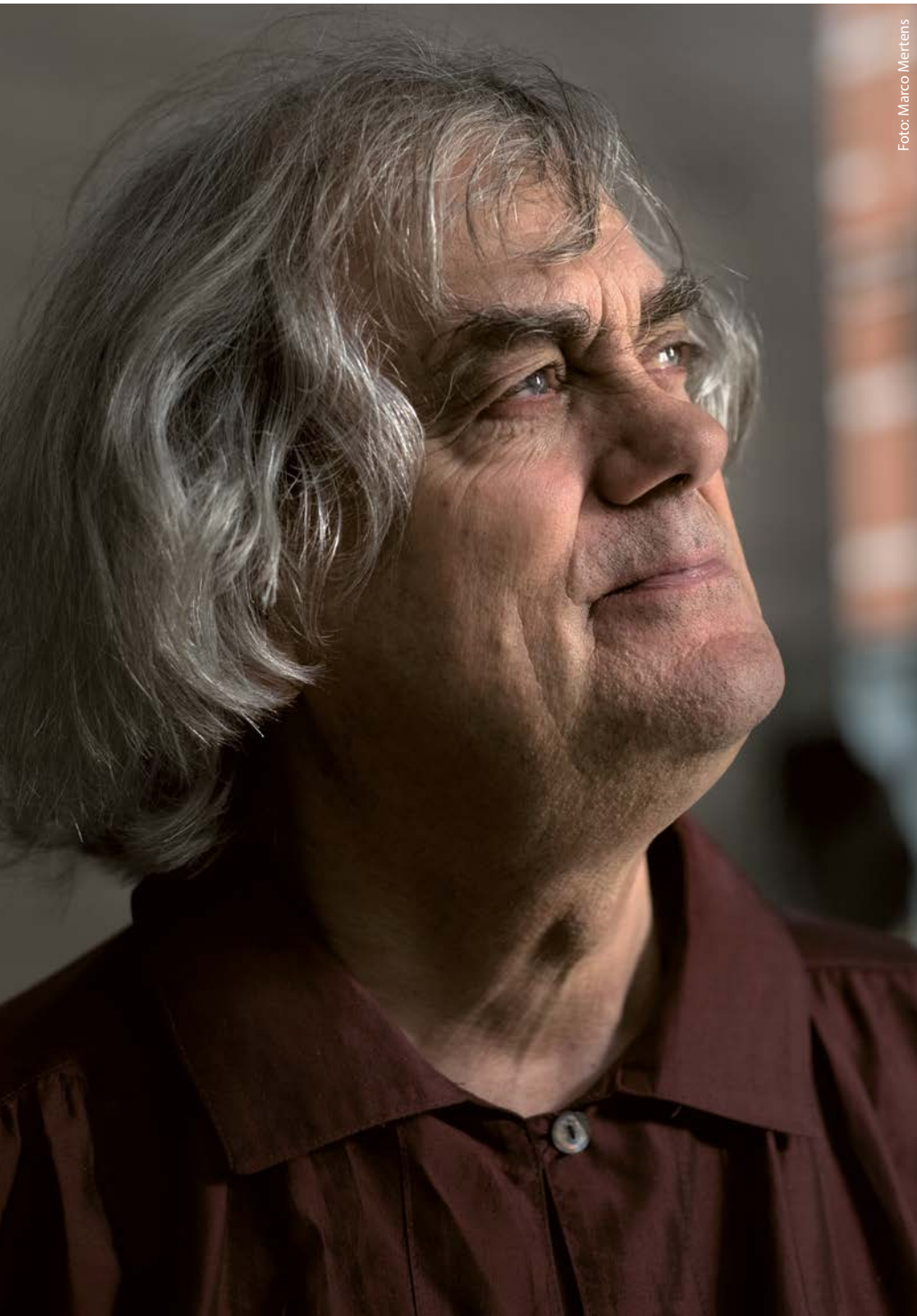


Foto: Marco Mertens

Sigiswald Kuijken ist eine der Eminenzen der Alten Musik. Nun wird sein Ensemble „La Petite Bande“ 50 Jahre alt.

Von Kai Luehrs-Kaiser

Herr Kuijken, in Deutschland kennt man seit einem halben Jahrhundert Ihre Schallplatten. Auftreten tun Sie bei uns aber kaum?

Wir waren mehr in Frankreich, Belgien und Holland – aber doch auch in Deutschland unterwegs. Öfters in Japan und Asien. Eine Absicht steckte nicht dahinter. Eher Planlosigkeit. Wir sind nie echt kommerzielle Unternehmer gewesen. Sondern wohl eher ungeschickt. Dabei kann kein Zweifel daran bestehen, dass der deutsche Markt, von den Schallplatten her betrachtet, unser größter war.

Wollen Sie sagen, dass „Planlosigkeit“ charakteristisch für Sie ist?

Ja, ich bin so geboren. Ich hatte niemals auch nur den Ansatz einer Strategie. Mein Ensemble ist keine Firma. Meine Brüder Wieland und Barthold denken ebenso. Wir waren Glückskinder, da wir ja auch so durchgekommen sind. Wir durften verrückt sein. Und wir waren es.

Ihr Ensemble „La Petite Bande“ wurde nach dem Orchester Lullys am Hof Ludwig XIV. benannt: nach „La Petite Bande des Violons du Roi“. Hatten Sie die Absicht, sich auf französische Musik zu konzentrieren?

Überhaupt nicht. Gustav Leonhardt, der die erste Aufnahme leitete – Lullys „Bourgeois Gentilhomme“ – hatte sich den Namen ausgedacht. Und zwar erst nach der Aufnahme. Er hat keinen schlechten Einfall damit gehabt. 1972 war das, ich wollte eigentlich überhaupt kein Orchester gründen. Wie man Lully spielen solle, davon hatte niemand eine Ahnung. Ich war begeistert, doch es war eigent-

lich eine Gelegenheitsaufgabe. Ich war 28 Jahre alt, Leonhardt selber hatte genug zu tun. Also saß ich plötzlich mit einem Orchester da. Mit Campra, Muffat und dann Rameau waren wir froh und glücklich. Im Grunde war ich, wie ich glaube, einfach der einzige Irre, der in der Lage war, genug andere Verrückte zusammenzutrommeln.

Wie finden Sie Ihre alten Platten, wenn Sie sie heute hören?

Ich tue es natürlich nicht. Wenn ich aber doch einmal hereinhöre, dann muss ich sagen, ich bin sogar einigermaßen begeistert. Warum? Ich höre den Aufbruch, den neuen Spirit, auch das Experiment. Und das Risiko. Man muss bedenken: 1972, das war doch erst vier Jahre nach 1968. Ich war nie sonderlich politisch, aber ich war damals zugleich in der Avantgarde-Musik unterwegs – und sogar ziemlich aktiv. Es gab eine neue Denkweise, etwas Befreiendes, einen Elan. Das äußerte sich in der Neuen wie in der

„Wir wollten irgendwie loslassen und waren Teil einer frischen, neuen Philosophie“

Alten Musik in ähnlicher Weise. Wir wollten irgendwie loslassen und waren Teil einer frischen, neuen Philosophie. Genau das höre ich, wenn ich unsere ersten Platten höre, noch heute.

Warum hat Lully in der späteren Geschichte von La Petite Bande nie mehr eine große Rolle gespielt?

Er hat es getan – aber im Verborgenen. Der Lully-Stil blieb auch unsere Basis für alles Französische – selbst in der Kammermusik gemeinsam mit meinen Brüdern. Corelli war uns indes

genauso wichtig wie Lully. Wir wollten auf beiden Beinen stehen. Sowohl französisch wie italienisch.

War Ihr musikalisches Ideal gleichfalls französisch und italienisch – oder vielleicht eher belgisch?

Wer weiß? Es ist eine Tatsache, dass wir näher an Frankreich als an Deutschland sind. Wir reden zum Teil Französisch. Wenn es in Paris regnet, sagt man bei uns, so fallen die Tropfen in Flandern und in Lüttich. Was daraus musikalisch folgt, weiß ich nicht. Ich liebe alle schönen Sachen, egal woher. Genauso Chinesisches. Ich halte viel vom Daoismus und vom Konfuzianismus. Hört man das etwa?!

René Jacobs, gebürtig aus Gent, spricht scherzhaft von einer „belgischen Alte Musik-Mafia“. Gehören Sie dazu?

Vielleicht sind wir, also die Kuijken-Brüder, in manchen Fällen der Pate gewesen. Nahezu alle belgischen Musiker der Alten Musik sind von uns mehr oder weniger beeinflusst worden. Auch René Jacobs. Es wurde noch intensiver, weil ich auf Betreiben von Frans Brüggen bald eine Professur in Den Haag übernahm und dort viele Schüler hatte. Davon bleibt etwas, selbst wenn die Musiker etwas ganz anderes machen.

So wären die Kuijkens so etwas wie die Corleones der Alten Musik?

Lass die Leute nur reden ...! – Das ist immer eine gute Einstellung. Wir sind übrigens sehr friedlich und blicken auf keinerlei Strafregister zurück.

Sie sind Violinist und – in zweiter Linie – auch Gambist. Folgt daraus etwas für Ihre musikalische Auffassung?

Sicherlich. Ich bin Barockgeiger geworden, weil ich es immer schon war. Die Alte Musik hatte ich als Kind für mich entdeckt. Bei Josquin des Prés und Orlando die Lasso bekam ich mit sieben oder acht Jahren – damals mit einer primitiven Fidel in der Hand – wahre Glücksgefühle. Dieses Glück ist nie weggegangen. Es hält bis heute an.

Warum haben Sie sich, wenn Ihr ursprüngliches Interesse der Renaissance galt, nicht stärker mit dieser Epoche beschäftigt?

Es ist wie bei vielen Musikern: Bach und Mozart haben mich doch zu sehr gefesselt, als dass ich bei Lassus stehengeblieben wäre. Übrigens muss auch nicht jeder nur die Bilder von Hans Memling lieben. Eine zu starke Spezialisierung halte ich nicht für wünschenswert.

Woran haben Sie sich orientiert, da es ja kaum bestehende Schulen in Ihrer Richtung gab?

An Schriften und an Abbildungen. Vor allem war uns natürlich klar, dass wir auf dem Konservatorium nicht ein einziges Wort über das reden durften, was wir da heimlich zu Hause taten. Es war tabu. Wir wären völligem Unverständnis begegnet, man hätte uns gesagt: „Spielt doch mal normal.“ Also haben wir uns „normal“ gestellt. Ich bin als klassischer Geiger ausgebildet, finde das auch sehr gut. Ich konnte die Unterschiede auf diese Weise viel besser einschätzen. Es begann für uns als eine geheime Sache. Wir konnten es nicht lassen.

War Gustav Leonhardt für Sie wichtiger als Nikolaus Harnoncourt?

Ja. Auch Harnoncourt habe ich gekannt, seit ich 23 Jahre alt war. Dann gab es natürlich auch die große Affinität zu Frans Brüggen: zum mehr Innerlichen seines Musizierens. Har-

noncourt, nach meinem Eindruck, war etwas „demonstrativer“ im Ansatz. Ich habe mich übrigens, nachdem ich ungläubig geboren wurde, mit den Jahren dem Katholizismus angenähert, bin sogar katholisch getauft – wie auch Harnoncourt. Rückblickend betrachtet, haben mich andere Religionen genauso mitgerissen wie das Christentum. Der Unterschied zum Calvinismus Leonhardts fiel weniger ins Gewicht.

Warum gibt es viel mehr große katholische Bach-Interpreten – und wenige protestantische?

Das kann wohl eigentlich nur an den Protestanten liegen. Haben sie vielleicht nicht zureichend erkannt, wie groß Bach doch ist?

Es heißt, dass Sie als Professor für Barockvioline zahlreiche historische Spieltechniken wiederentdeckt hätten. Können Sie ein Beispiel geben?

Es waren nicht zahlreiche Techniken, sondern vor allem eine. Und

„Es begann für uns als eine geheime Sache. Wir konnten es nicht lassen“

zwar die, eine Geige direkt auf die Schulter zu legen, so wie man es auf den alten Bildern sieht: ohne sie mit dem Kinn zu berühren. Das zu tun, war – nachdem ich sechs, sieben Jahre Barockvioline mit ‚moderner‘ Technik gespielt hatte – ein Befreiungsschlag für mich. Man schrieb das Jahr 1969. Selbst Marie Leonhardt und Alice Harnoncourt erklärten mich glattweg für übergeschnappt. Ich war allerdings noch jung. Daher sagten sie: „Der darf das.“ Zu bremsen wäre ich sowieso nicht gewesen. Zwei Mal übrigens bin ich daran gescheitert, bevor es beim dritten Mal endlich klappte. Und dann habe ich es auch gleich unterrichtet.

Warum ist es wichtig, die Barock-Geige direkt auf der Schulter zu platzieren?

Es macht einen philosophischen, und erst danach einen technischen Unterschied. Natürlich ist es allerdings so, dass die Klangbildung beeinflusst wird. Wenn man das Kinnstück wegnimmt und mit dem Kinn das Instrument nicht mehr berührt, ist der Klang weniger nasal. Er wird viel voller, reicher, auch sanfter und irgendwie offener. Bei Geminiani schon findet man Angaben darüber, wie man dabei mit der linken Hand verfahren soll. Heute, das muss ich sagen, könnte ich es mir gar nicht mehr anders vorstellen für die damalige Musik.

Auch das Violoncello spielen Sie am Hals. Also: „da spalla“, gegen die Schulter. Ganz so, als wäre es eine Geige. Das muss doch furchtbar unbequem sein!?

Gar nicht. Es ist sehr bequem. Das Instrument wird an einem Band um den Hals gehängt. Sein Gewicht verlagert sich so vom Schulter auf den Hals. Es hängt gewissermaßen vor der Brust. Man kann Violin- und Viola-Fingersätze benutzen und muss nicht wie beim Cello so oft die Lage wechseln. Ich bin vollkommen entspannt

dabei und werde auch gar nicht müde. Inzwischen habe ich auch Schüler gefunden, die es genauso machen wollen. Einen Instrumentenbauer auch.

Hatten Sie – oder haben Sie – eine Mission?

Nur im Nachhinein. Missionen, denke ich, würden eine Strategie voraussetzen, und die fehlte mir. Ich habe nur einfach immer weitergemacht. Von mir aus war nichts als Anliegen gemeint. Ich habe mich gefreut, wenn es trotzdem ankam.

Worauf kommt es in der Musik für Sie an?



**Sigiswald Kuijken und sein Ensemble
„La Petite Bande“**

Auf Offenheit. Wenn nach einem Konzert Leute zu mir kommen und mir sagen: „Ich verstehe ja nichts davon, aber ...“ – und dann kommt ein Satz, der zeigt, dass sie dennoch etwas damit anfangen konnten –, so antworte ich immer: „Sieh zu, dass es genauso bleibt. Und genieße es trotzdem!“

Betrachten Sie eine bestimmte Aufnahme als Ihre beste – als Ihr Meisterwerk?

Die Bach-Kantaten – eine Kantate für jeden Sonntag des kirchlichen Jahres. Ich freue mich, das gemacht zu haben. Diese 19 CDs bei Accent, das war eine große Sache.

Wie feiern Sie Ihr 50-jähriges Bestehen?

Im Concertgebouw in Amsterdam führen wir am 11. Dezember „Cosi fan tutte“ auf, und zwar ganz verrückt: inszeniert unter Benützung der historischen Konventionen, so wie Mozart und Da Ponte sie kannten. Wir haben fünf Kinder, unsere zweite Tochter hat die historische Aufführungspraxis in szenischer Hinsicht studiert. Das Orchester habe ich verkleinert, zu einem Streichquintett mit zwei Hörnern. Wegen Mangel an Finanzen, aber ganz so, wie es auch zu Mozarts Zeiten manchmal passierte. Es geht nichts verloren.

Kostüme, Haltungen, Gesten und Deklamation halten sich im Stil der Zeit. Das wird sonst nirgendwo gemacht.

Als Familie von Barock-Musikern sind Sie vermutlich absolut konkurrenzlos. Ist der Zusammenhalt tatsächlich so eng?

Fast so eng, so vermute ich, wie bei den Wagners. Nur ohne den Zwist. Unsere Älteste spielt wunderbar Bratsche und Violine, die Zweite singt und spielt Hammerklavier und macht eben Regie. Unsere Fünfte spielt herrlich Geige und Klavier. Dazwischen haben wir noch zwei Kinder adoptiert, die aus Korea stammen – auch die sind sehr musikalisch, haben aber nicht die Musik als Beruf gewählt. Wir haben unsere Kinder nie zur Musik gezwungen. Unsere Zweite wollte erst Biologie und Ornithologie studieren und ist mit 18 Jahren doch zur Musik gekommen. Das Leben ist ohne Musik ein Irrtum – ganz so wie Nietzsche meinte.

Sie leben in Kortrijk in einem Haus des dortigen Beguinenhofes. Genau so schön wie der in Brügge?

Ich finde ihn sogar noch schöner. Er stammt aus derselben Zeit, ist nur etwas kleiner und nicht von Wasser durchzogen. Einen schöneren Ort zum Leben gibt es für mich nicht. ■

Aktuelle Alben

Bach: Cembalokonzerte
Vol. 1; Mario Sarecchia, La Petite Bande, Sigiswald Kuijken; Accent



Mozart: Le Nozze Di Figaro, Don Giovanni, Cosi fan tutte; La Petite Bande, Sigiswald Kuijken; Accent (Box mit Wiederveröffentlichungen von Live-Aufnahmen aus den 1990er-Jahren) VÖ 4.11

